

## Rudolf Virchow als Anthropologe.

Von  
Prof. v. Lusehan.

(Eingegangen am 31. August 1921.)

Ἰατρός φιλόσοφος ἰσόθεος — „Einem Gotte gleicht der Arzt, der (zugleich) ein Weltweiser ist“. Dieser lapidare Ausspruch des Hippokrates, den später Hermann v. Helmholtz als den richtigen Wahlspruch der Ärzte aufstellte, paßt in seiner monumentalen Kürze wie kein anderer auch auf Rudolf Virchow, an dessen hundertsten Geburtstag wir uns jetzt mit stolzer Freude erinnern. Fast übermenschlich war auch die Arbeitskraft, mit der dieser unvergleichliche Mann seine Fähigkeiten in den Dienst so vieler ganz heterogener Disziplinen gestellt: Was er als pathologischer Anatom und als Politiker, für die Biologie, für die soziale Hygiene und für die Anthropologie geleistet, würde jedes für sich allein als volle Lebensarbeit vor der Nachwelt in Ehren bestehen können, und so sind auch seine gelegentlichen rein philosophischen Reden und Abhandlungen, gleich denen seines großen Kollegen und Rivalen Rokitansky, als solche sehr wesentlich höher einzuschätzen als die vielbändigen Schriften manch eines berufsmäßigen „Philosophen“ und Inhabers einer philosophischen Lehrkanzel.

Wenn es hier meine Aufgabe ist, Rudolf Virchows Bedeutung für die Anthropologie zu schildern, kann ich das nicht tun, ohne erst den Begriff der Anthropologie schärfer zu umgrenzen, als das gerade in Deutschland in der Regel geschieht. So leicht und einfach es ist, „Anthropologie“ als Lehre vom Menschen zu definieren, so zahlreich sind die Mißverständnisse und so peinlich ist oft die Verwirrung, die mit der Anwendung des Wortes in Deutschland verknüpft sind. In England und Frankreich wird das Wort fast ausnahmslos im weitesten Sinne verstanden. Das „Royal Anthropological Institute“ mit seinem schönen „Journal“ und ebenso die „Ecole d'Anthropologie“ lassen niemals den geringsten Zweifel darüber offen, was sie unter ihrer formellen Bezeichnung verstehen; nur hier in Berlin herrscht da noch absolute Willkür. Unsere Berliner Gesellschaft heißt mit ihrem vollen Titel „Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte“, ihr Organ nennt sich „Zeitschrift für Ethnologie“ und unser Museum heißt amtlich „Museum für Völkerkunde“. Daneben sind bei uns Bezeichnungen wie Ethnographie, Volkskunde, Demographie und Dutzende von ähnlichen im Umlauf, zu denen immer noch neue geprägt werden; manche von diesen

sind ohne Schwierigkeit aus sich selbst zu erklären, andere wiederum, wie etwa Anthroposkopie oder Anthropographie usw., sind so überflüssig und entbehrlich, daß es sich nicht lohnt, näher auf sie einzugehen; immerhin ist es nötig, einige wenige ältere Begriffe dieser Art von vornherein ganz klarzulegen, um Mißverständnisse auszuschließen. So pflegt heute niemand mehr das Wort Anthropologie etwa noch im Sinne von Kant zu gebrauchen und es beruht sicher nur auf grober Unkenntnis, wenn wir jetzt noch den Namen von E. Platner, 1744—1818, auf einer Liste von „Anthropologen“ finden, die als solche Berücksichtigung verdienen. Platner ist sicher ein sehr geachteter Philosoph gewesen und steht als Eklektiker etwa zwischen Wolff, Leibniz und Kant, aber ein einziger Satz von ihm zeigt uns, daß er mit der Anthropologie im heutigen Sinne des Wortes nicht das allergeringste zu tun hat; in der Vorrede zu seiner „Anthropologie für Ärzte und Weltweise“ heißt es wörtlich: „Endlich kann man Körper und Seele in ihren gegenseitigen Verhältnissen, Einschränkungen und Beziehungen zusammen betrachten und das ist es, was ich Anthropologie nenne.“ Heute kann man bei diesem Terminus nur darüber schwanken, ob man ihn im weitesten Sinne als Lehre vom Menschen auffassen will, oder im Sinne von dem, was sonst als „physische Anthropologie“ bezeichnet wird. In einem Falle wird das Wort also auch die Ethnographie, die vergleichende Ethnologie, die Volkskunde, die gesamte Prähistorie und Frühgeschichte umfassen, im anderen nur die physischen Eigenschaften des Menschen, soweit sie nicht in das Gebiet der Anatomie, der Physiologie, der Gewebelehre usw. fallen, also in erster Linie die Lehre von der Stellung des Menschen zu den ihm am nächsten stehenden anderen Säugetieren, und dann die vergleichende Rassenlehre, das Studium des gegenseitigen Verhältnisses der verschiedenen menschlichen „Rassen“, oder richtiger gesagt Gruppen und Varietäten, zueinander; ein besonders wichtiger Teil dieser physischen Anthropologie würde sich dann mit der Untersuchung zu beschäftigen haben, inwieweit die gesamte Menschheit auf einen einzigen menschlichen Ahnen zurückgeht oder ob wir annehmen sollen, daß die verschiedenen menschlichen Gruppen von Voreltern abstammen, die sich an verschiedenen Orten und zu verschiedener Zeit aus niedriger stehenden Stammformen entwickelt haben. Demgegenüber würde sich die Ethnographie mit der materiellen und geistigen Kultur der verschiedenen menschlichen Gruppen beschäftigen und diese Gruppen, zunächst in größere oder kleinere geographische oder ethnographische Provinzen getrennt, studieren, so daß man etwa von einer Ethnographie von Südafrika, oder von Samoa oder von Celebes, oder etwa von einer Ethnographie der Buschmänner oder der Tahitier sprechen kann. Im Gegensatz dazu beschäftigt sich die Ethnologie mit dem vergleichenden Studium einzelner Gegenstände der materiellen oder geistigen Kultur, erforscht ihre Verbreitung über

größere oder kleinere geographische Gebiete und sucht besonders zu ermitteln, ob solche Dinge durch Wanderungen, durch Handel und Verkehr in ihre gegenwärtigen, oft weit ausgedehnten Gebiete gelangt oder ob sie unabhängig voneinander an verschiedenen Orten entstanden sind. So wird man zwar das Werfen mit Steinen oder mit Holzprügeln selbstverständlich als eine „Leistung“ betrachten, die an hundert Orten zu allen Zeiten neu entstehen konnte, aber man wird schon bei dem gewöhnlichen Schießbogen der Naturvölker darüber nachdenken müssen, ob er einmal oder öfter erfunden wurde; für den zusammengesetzten Bogen wissen wir jetzt ohnehin, daß er schon in sehr alter Zeit in Ägypten aufkam und dann, immer kunstvoller und vollendeter werdend, sich über Babylonien, Persien und Indien bis nach China und über die Aläuten und die Inseln der Bering-See nach der Westküste von Amerika verbreitete, wo er wieder, mehr und mehr degeneriert, bis nach Californien verfolgt werden kann. Im Gegensatz zu dieser Verbreitung durch Wanderzüge sowie durch Handel und Verkehr lehrt uns z. B. einer der interessantesten Zweige der Ethnologie, die vergleichende Religionswissenschaft, wie bei den meisten primitiven Völkern der Glaube eines Fortlebens im Jenseits sich aus Traumvorstellungen entwickelt.

Als ein besonderer Zweig der Ethnographie hat sich in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts die Volkskunde entwickelt, die sich nach unserem gegenwärtigen Sprachgebrauch nur mit den europäischen Kultur- und Halbkulturvölkern zu beschäftigen hat, die von der offiziellen Ethnographie leider ganz vernachlässigt werden; da sind vor allem die Balkanländer und Rußland ein schier unerschöpfliches Feld wissenschaftlicher Arbeit, aber auch bei Völkern mit hoher Kultur haben sich vielfach, meist auf dem Wege der Hausindustrie, noch Reste älterer Stufen erhalten, die gesammelt und festgehalten zu werden verdienen.

Ein anderer Zweig der Völkerkunde, die Prähistorie, beschäftigt sich mit den Resten von vorgeschichtlichen oder frühgeschichtlichen Menschengruppen; sie ist nicht immer leicht gegen ihre Nachbargebiete abzugrenzen: Die Fundstellen der ältesten Kieselwerkzeuge können nur von den Geologen richtig beurteilt werden, die Skelettreste fallen naturgemäß in das Gebiet der physischen Anthropologie, der Anatomie oder der Paläontologie, ebenso wie die Funde aus jüngerer Zeit in das historische und archäologische Gebiet hinüberraegen.

Noch mehr als die Prähistorie zu ihrem erfolgreichen Betrieb auf das Zusammenarbeiten mit den Nachbardisziplinen angewiesen ist, gilt das von einem der allerwichtigsten Zweige der Lehre vom Menschen, von der angewandten oder sozialen Anthropologie: Medizin und Hygiene, Rechtspflege und Verwaltung, Statistik und Demographie, physische Anthropologie und Völkerkunde — alle diese Wissenschaften tragen

gemeinsam zum Aufbau dieser Disziplin bei, die nicht nur das denkbar größte theoretische Interesse hat, sondern auch unmittelbar praktische Bedeutung.

Auf jedem einzelnen dieser Teilgebiete der Anthropologie ist R. Virchow schöpferisch tätig gewesen, alle hat er mächtig gefördert und viele hat er selbst begründen helfen. Aus einer von J. Schwalbe 1901 herausgegebenen Bibliographie, von der Curt Strauch der anthropologischen Abschnitt bearbeitet hat, ist zu ersehen, daß R. Virchow in seinem langen und gesegneten Leben rund 800 Schriften medizinischen Inhalts veröffentlicht hat und rund 1150 anthropologische, von denen 523 in das Gebiet der physischen Anthropologie fallen, 518 in das der Prähistorie, 80 in das der Ethnographie, der Rest auf Volkskunde, Biographisches, Nekrologie usw. Bedenkt man, daß bei dieser Aufstellung die ganze politische und kommunale Tätigkeit mit seinen zahlreichen Etat- und anderen Reden und Kommissionsberichten unberücksichtigt geblieben ist, so erhält man allein schon aus diesen trockenen Zahlen eine Vorstellung von der phänomenalen Arbeitskraft dieses seltenen Mannes; und dabei war er im Hauptamt doch Universitätsprofessor und hatte einen guten Teil seiner täglichen Arbeitszeit seinen Vorlesungen, Übungen und Prüfungen zu widmen.

Es würde hier wenig Sinn haben, die schon 1901 aus Anlaß seines 80. Geburtstags gedruckte Bibliographie nachzuschreiben. Viel richtiger erscheint es, wenn wir versuchen, Virchows wissenschaftliche Arbeit auf den einzelnen Teilgebieten der Anthropologie zu beleuchten. Und da stoßen wir schon 1848, also fünf Jahre nach dem Erscheinen seiner später so berühmt gewordenen Dissertation „*De rheumate praesertim corneae*“ auf Virchows Gründung einer Wochenschrift: „Die medizinische Reform“; da steht in der Nummer vom 1. IX. 1848 der lapidare Satz: „Die Kriminalgefängnisse (Besserungsanstalten, Korrekptions- und Zuchthäuser) gehören nach unserer Anschauung zu den Krankenhäusern. Verbrechen gelten uns nur als der Ausdruck einer fehlerhaften Entwicklung. Der Verbrecher ist damit einem Geisteskranken gleichzusetzen.“ Mit diesem für alle Zeiten denkwürdigen Aussprüche beginnt die Geschichte der Sozialanthropologie. Aber die „Verwaltung“ ging damals über ihn zur Tagesordnung über, genau wie sie auch heute noch nicht einsieht, daß unsere Zuchthäuser kaum etwas anderes sind, als Zucht- und Brutanstalten für das Verbrechen. Sicher kann sie sich bei ihrem ja auch sonst jede Neuerung prinzipiell abwehrendem Verhalten dabei auf die albernen Übertreibungen von Lombroso und dessen Schülern berufen, die in gänzlich abwegiger Weise den Verbrecher mit dem primitiven Menschen, also etwa mit dem heutigen Neger oder Melanesier vergleichen, und so zu bössartigen

Trugschlüssen gelangen. Immerhin wäre es jetzt hohe Zeit, daß man sich endlich, 73 Jahre nach Virchows Mahnruf, zu einem gründlichen Studium der Frage entschlösse, wie eigentlich das Verbrechen vererbt wird. Für den Sozialanthropologen freilich steht längst fest, daß der typische Gewohnheitsverbrecher seine Krankheit ererbt hat und daß er sie auf seine Nachkommen weiter vererbt; aber es ist durchaus nötig, daß auch die Juristen und die Verwaltungsbeamten sich selbst um das Problem kümmern und daß vor allem die Richter und die Anstaltsleiter daran gehen, auch ihrerseits Stammbäume und Ahnentafeln von Verbrechern aufzuzeichnen und zu studieren. Dann werden auch die Juristen allmählich die vielfach verschlungenen, aber uns schon lange bekannten Zusammenhänge zwischen Verbrechen und den anderen Psychosen verstehen lernen und ebenso den eigenartigen *Circulus vitiosus* begreifen, der zwischen Alkoholismus, Epilepsie und Verbrechen besteht.

Einstweilen ist es allerdings um das Verständnis der meisten Verwaltungsbeamten für soziale Fragen noch traurig bestellt; hierfür entnehme ich dem Lehrbuche der Sozialen Pathologie von A. Grotjahn ein sehr lehrreiches Beispiel aus einer von der „Krankenkassen-Zeitung“ (Nr. 27 von 1907) veröffentlichten Korrespondenz zwischen dem Polizeipräsidenten von Berlin und dem Staatsanwalt am Kammergericht. Damals hatte sich der Arzt am Berliner Stadtvogtei-Gefängnis, ein kenntnisreicher und weise denkender Mann, bei dem Oberstaatsanwalt beschwert, weil dem Gefängnis aus dem Polizeigewahrsam eine Menge als „arbeitsscheu“ aufgegriffener, in Wahrheit aber kranker Personen zugeführt wurden. Der Oberstaatsanwalt wandte sich um Abhilfe an den Polizeipräsidenten; dieser lehnte aber glatt ab unter Bezugnahme auf ein Gutachten eines Polizeirats Z., in dem es wörtlich hieß: „Sollten die Vorschläge des Stadtvogtei-Gefängnisarztes Berücksichtigung finden, so würde ich ein Krankenhaus von der Größe eines Berliner Städtischen Krankenhauses sehr wohl mit den Besuchern des Polizeigewahrsams füllen können, denn unter den Tausenden, welche es passieren, dürften kaum 10% sein, welche nicht einem Krankenhause, einem Tuberkulosenheim, einem Epileptikerheim oder einer Nervenanstalt überwiesen werden müßten; das Herz der Obdachlosen ist fast durchweg krank und einer Anstaltsbehandlung bedürftig.“ Es scheint mir schwer zu sein, einen traurigeren und zugleich schimpflicheren Beleg für den „Tschin“, für den Bürokratismus zu finden, unter dem wir jetzt noch ebenso leiden, als 1848, als R. Virchow zuerst seinen Mahnruf erhob. Die schreckliche Tatsache wird glatt zugegeben, aber es bleibt alles beim alten. Ein fähiger Beamter hätte selbstverständlich die Sache sofort aufgegriffen und dem Polizeipräsidenten nahegelegt, welch großes Verdienst er sich um das Vaterland erwerben würde, wenn er mit seinem Einflusse an der maßgebenden Stelle die sofortige Inangriffnahme eines

solchen Baues durchsetzte. In gleichem Sinne sei hier eine lehrreiche Mitteilung unseres Psychiaters Bonhoeffer angeführt, der einmal 180 „Arbeitsscheue“ untersucht hat; die vor ihrem 25. Lebensjahre straffällig waren; von diesen litten 31% an angeborenem Schwachsinn und 16% an Epilepsie; für die große Mehrheit traf die Bezeichnung „arbeits-scheu“ überhaupt gar nicht zu: Sie waren arbeitsunfähig, d. h. unfähig sich in freier Arbeit im Kampf ums Dasein zu erhalten. Nach Bonhoeffer beruht auch der Wandertrieb der Vagabunden, ihre Trunksucht und ihre moralische Indifferenz auf angeborener geistiger Minderwertigkeit. Im selben Sinne berichtet Wilmanns von 52 Vagabunden, bei denen er *Dementia praecox*, also eine wirkliche und scharf umrissene Geisteskrankheit nachweisen konnte, die aber ehe sie in seine Hand und in Anstaltspflege gekommen waren, bereits 1682 Strafen erlitten hatten, d. h. durchschnittlich 32 Strafen auf den einzelnen Mann; das gibt also 32 mal wiederholte schwere Mißhandlung eines unschuldigen Geisteskranken.

Noch ungleich rückständiger ist unser gegenwärtiges Strafrecht in bezug auf die gewohnheitsmäßigen Schwerverbrecher; während es Aufgabe einer vernünftigen Strafpflege wäre, sie dauernd in milden Anstalten zu isolieren und so die Gesellschaft dauernd vor ihren immer wiederholten Verbrechen und zugleich vor denen ihrer Nachkommenschaft zu schützen, hält unser Strafrecht noch immer an der altbabylonischen Fiktion von „Schuld und Sühne“ fest und verurteilt den Gewohnheitsverbrecher 10- und 20 mal und, wenn er lange genug lebt, auch 50 mal wegen gleichartiger Delikte immer wieder von neuem zu kurzen Freiheitsstrafen, d. h. es glaubt so zu tun! In Wirklichkeit verurteilt es ihn zu lebenslänglichem Zuchthaus, aus dem er immer nur gelegentlich auf kurze Zeit gleichsam „beurlaubt“ wird, um ihm nur ja Gelegenheit zu geben, sich fortzupflanzen und neue Attentate auf die Gesellschaft zu verüben. So handeln wir nur im Sinne von R. Virchow, wenn wir immer erneut auf eine rasche und radikale Änderung unseres gesamten Strafwesens dringen. Virchow selbst ist später nur gelegentlich und selten auf die Notwendigkeit einer solchen Reform zurückgekommen, und beschränkte seine soziale Tätigkeit im wesentlichen auf Gebiete, in denen er unbehindert durch bureaukratische Rückständigkeit ganz aus dem Vollen schöpfen konnte; so schuf er die beiden städtischen Krankenhäuser im Friedrichshain und in Moabit und veranlaßte die beiden Riesenwerke der Berliner Kanalisation und der Berliner Wasserversorgung, alles Unternehmungen allergrößten Stiles, für die ihm die Stadt dadurch dankte, daß sie eines der größten Spitäler der Welt, das Rudolf Virchow-Krankenhaus, dauernd mit seinem Namen verknüpfte.

Wenden wir uns nun zu der rein anthropologischen Seite von R. Virchows Tätigkeit, so sehen wir sie 1852 im unmittelbaren An-

schlusse an seine Arbeiten zur pathologischen Anatomie mit einer Reihe von vier glänzenden Untersuchungen über den Kretinismus und über Schädel von Kretins beginnen, die sich bis 1857 forterstreckten und in diesem Jahre in den noch heute angestaunten, bahnbrechenden „Untersuchungen über die Entwicklung des Schädelgrundes im gesunden und krankhaften Zustande und über den Einfluß derselben auf Schädelform, Gesichtsbildung und Gehirnbau“ gipfelten. In das Jahr 1866 fällt dann die Begründung der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge“ durch R. Virchow und v. Holtzendorff, für welche Virchow persönlich eine Anzahl wichtiger Abhandlungen beisteuerte, unter denen das Heft „Menschen- und Affenschädel“ von besonders nachhaltiger Wirkung auf große Kreise gewesen ist. Noch ganz ungleich wichtiger für unsere Disziplin aber wurde 1870 die Übernahme der „Zeitschrift für Ethnologie“, von der ein erster Band bereits von A. Bastian in die Welt gesetzt worden war; dieser aber wäre ein totesgeborenes Kind geblieben, hätte nicht R. Virchow mit fester Hand zugegriffen, die Zeitschrift zum Organ unserer anthropologischen Gesellschaft bestimmt und sie länger wie drei Jahrzehnte hindurch mit hingebendem Fleiße und fast fanatischem Eifer geleitet, gehegt und gepflegt; zwar standen die ganze Zeit hindurch auch andere Namen neben dem seinen als Herausgeber auf dem Titelblatt, aber wir alle wissen, wie das nur eine leere Form war und wie die ganze Arbeit nur allein auf seinen Schultern geruht hat.

Die vergleichend rassenanatomische Seite von R. Virchows Tätigkeit, die später einen so breiten Raum in seiner anthropologischen Arbeit einnehmen sollte, sehen wir 1867 mit einem Vortrage über alte Schädel aus Nordost-Deutschland einsetzen, den er auf dem internationalen Prähistoriker-Kongreß hielt. Diesem folgte 1869 auf der Vers. Deutscher Naturforscher und Ärzte ein Vortrag über alte Skandinavische Schädel und 1870 eine wichtige Abhandlung über die altnordischen Schädel in Kopenhagen und ihre Beziehungen zu anderen nordischen Schädeln. Von diesem Jahre beginnt seine energische Sammeltätigkeit, die sich bis dahin auf Präparate zur pathologischen Anatomie beschränkt hatte, sich auch auf Rassenschädel und andere menschliche Knochen auszudehnen; seine Freunde, Kollegen und Schüler konnten ihm keine größere Freude bereiten als durch Einsendung von anthropologischem Material, und so ist klar, daß mit der Zunahme seines Hörerkreises und mit dem Zuströmen junger Gelehrter aus allen Erdteilen zu seinen Vorlesungen auch ein ununterbrochener Zustrom von wertvollen Sendungen einsetzte, der bis zu seinem Tode anhielt und die große Sammlung von Rassenschädeln entstehen ließ, die dann als Geschenk seiner Erben in den Besitz der Berliner anthropologischen Gesellschaft überging. Von 1871 an beginnen seine kraniologischen und kraniometrischen Arbeiten

sich derart zu häufen, daß ihrer bis zu seinem Tode durchschnittlich sechs auf jedes Jahr entfallen; darunter sind viele sehr eingehende Untersuchungen mit großen Maßtabellen. Weitaus die meisten von diesen sind in der „Zeitschrift für Ethnologie“ niedergelegt, andere, besonders seine berühmten Eröffnungsreden der Wanderversammlungen der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft in deren „Korrespondenzblatt“, einzelne auch in den Abhandlungen, Monats- und Sitzungsberichten der Berliner Akademie der Wissenschaften; unter diesen sind besonders die „Beiträge zur physischen Anthropologie der Deutschen mit besonderer Berücksichtigung der Friesen“ hervorzuheben (1676, S. 1—390), die Abhandlungen „Zur Landeskunde der Troas“ (1879, S. 1—176), über die „Weddas von Ceylon“ (1881, S. 1—143) und über „Alte Schädel aus Assos und Cypern“ (1884, S. 1—55), die Berichte „Zur Kraniologie Illyriens“ (1878, S. 769—819), „Über den Schädel des jungen Gorilla“ (1881, S. 516—543), „Über die Sakalaven“ (1881, S. 995—1029), „Über das Os molare bipartitum“ (1882, S. 230—267).

Eine andere wichtige Reihe von Arbeiten knüpft sich an die Schausstellungen von Riesen und Zwergen, Mißbildungen aller Art sowie von Angehörigen fremder Völker, die seit 1870 in Berlin fast Jahr für Jahr wiederkehrten und eine glänzende Gelegenheit zu anthropologischen Untersuchungen abgaben. Die Polizeibehörde verlangt für derartige Schausstellungen ein Attest, daß sie wissenschaftlich interessant seien, und es ist begreiflich, daß solche Atteste von R. Virchow nicht ohne sehr viel gründlichere Untersuchungen ausgestellt wurden, als für die Behörde selbst notwendig gewesen wären. Viele Unternehmer derartiger Schausstellungen haben die wenig löbliche Tendenz, das Publikum durch Übertreibungen und falsche Angaben aller Art irre zu führen. Bei Riesen ist es z. B. ganz allgemein, daß sie in ihre Schuhe in die Fersenegend eine hohe Einlage bekommen und daß ihnen für die photographische Aufnahme obendrein noch ein fast handhoher Holzklotz unter ihre Absätze geschoben wird; außerdem pflegen die Unternehmer bei der von ihnen veranstalteten Höhenmessung für die Zeitungsreklame noch meist 10 oder 20 cm zuzulegen, so daß ihre Angaben mit den Ergebnissen der wissenschaftlichen Untersuchung schwer in Einklang zu bringen sind. Es war mir mehr als einmal vergönnt gewesen, R. Virchow bei solchen Aufnahmen begleiten und assistieren zu dürfen; immer wieder von neuem konnte ich da die unerschütterliche Ruhe und zugleich die Zähigkeit bewundern, mit der er in solchen Fällen, ohne ein Wort zu verlieren, nur mit kaum sichtbaren und doch sehr eindrucksvollen Gesten die Beseitigung all der schwindelhaften Zutaten erzwang. Ein anderes Mal hatte er Schweinfurth und mich zur Besichtigung einer kleinen Dinka-Gruppe eingeladen, bei der auch ein angeblicher Akka, also ein richtiger Urwald-Pygmäe, gezeigt wurde, der nach den Anzeigen

in den Zeitungen keine artikulierte Sprache besaß, sondern nur über „bellende Geräusche“ verfügte. Schweinfurth und ich waren damals eben aus Ägypten heimgkehrte und erkannten in dem Pygmäen auf den ersten Blick einen rachitischen Zwerg aus Kairo, der dort in der Schubra-Allee zu betteln pflegte, und dem wir noch wenige Wochen zuvor einige kleine Münzen zugeworfen hatten. Das kleine Kerlchen war zunächst sehr erschüttert, als wir ihn auf arabisch fragten, warum er hier wie ein Hund belle, während er doch arabisch zu reden verstünde wie ein Lehrer; aber er faßte sich bald und erklärte mit der ganzen Unverschämtheit eines alten Bettlers, in Kairo spräche er „natürlich“ arabisch, in Berlin aber würde er für das Bellen bezahlt und müsse daher bellen. Auch da verlor R. Virchow seine Geduld nicht und entschuldigte sich mit der größten Höflichkeit bei den Unternehmern, daß er keine Zeit mehr habe, auch diesen „Akka“ zu messen. Etwas schwieriger ist die Lage aber, wenn die Unternehmer eine ganze Gruppe von Farbigen unter einer völlig falschen geographischen Angabe einführen. So wurde vor langer Zeit einmal in einem Berliner Panoptikum eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft von „Negern“ mit der Angabe gezeigt, daß sie vom Rovuma stammten. Genau die gleichen Leute hatte ich einige Wochen vorher noch in dem derselben Unternehmung gehörigen Panoptikum in Brüssel gesehen, wo sie als Wahähä auftraten und sechsmal täglich unter dem Beifallsgejohle des Publikums eine deutsche Flagge mit Füßen treten mußten. Das war bald nach dem Überfalle der Hähä auf eine kleine Abteilung der Schutztruppe und so wurden die Leute in Brüssel als die farbigen Helden gezeigt, die „die deutsche Kolonialarmee vernichtet hatten“. Ich hatte damals schon in Brüssel durch einige kurze Fragen feststellen können, daß es sich bei diesen Helden um farbige Gesindel handelte, das in Kairo auf den Straßen aufgelesen und zu einer Rundtour durch Europa gemietet worden war, Kehrriht der Großstadt, zu dem halb Afrika beigesteuert hatte; R. Virchow verzichtete dann auch auf das nähere Studium dieser Leute; aber das waren Ausnahmen; in der Regel erwiesen sich derartige Schaustellungen als sehr lehrreich und als eine glänzende Gelegenheit, einfach und ohne Kosten große Serien von Farbigen aus allen Teilen der Erde kennenzulernen und zu studieren. Da waren nacheinander Eskimo und Inder, Singalesen und Kameruner, Samoaner und Australier, Eskimo und Indianer, die uns alle wie auf dem Präsentierteller dargeboten wurden.

Daneben war R. Virchow immer darauf bedacht, Ärzte und Offiziere, die nach den Schutzgebieten gingen, für anthropologische Messungen zu interessieren und ihnen wenigstens die Anfangsgründe der anthropometrischen Technik beizubringen; auch so kamen vielfach nützliche Untersuchungen zustande, die gleichfalls meist in der „Zeitschrift für Ethnologie“ veröffentlicht wurden.

Von einer völlig anderen Seite lernten wir R. Virchow 1871 kennen, als er sich mit der *Race prussienne* des Herrn Quatrefages beschäftigte. Nun war Herr A. de Quatrefages sicher ein in seiner ganzen Art ganz ungemein vornehmer und liebenswürdiger Mann. Ich habe ihn sechs Jahre später, als ich 1878 bei P. Broca in Paris Anthropologie studierte, persönlich kennen und schätzen gelernt. Er hat mir damals viele Freundlichkeiten erwiesen und mir nicht nur durch seine ausgedehnten Kenntnisse und seine vielseitigen Interessen großen Eindruck gemacht, sondern nicht zum wenigsten auch durch sein konziliantes Wesen und die wahrhaft mütterliche Güte, mit der er der gerade damals sehr peinlichen Gegensätze zwischen den jüngeren französischen Anthropologen und Prähistorikern auszugleichen bemüht war. Sein ständiges Wort in den Kommissionssitzungen für die Pariser Weltausstellung von 1878, an denen ich auch teilzunehmen hatte, war: *Mais, messieurs, quand on n'a pas ce que l'on aime, il faut aimer ce que l'on a*. Dieser selbe Mann nun war 1871 von genau der gleichen Psychose ergriffen, die auch nach dem letzten Kriege wieder bei manchen unserer französischen Kollegen zu bemerken ist und schrieb ein kleines Büchlein „*La race prussienne*“, in dem er die volle Schale seines Zornes über die ††† Preußen ergoß. Freilich war er nicht nur im allgemeinen in seinen patriotischen Gefühlen auf das tiefste verletzt, sondern auch ganz persönlich dadurch betroffen, daß bei der Beschießung von Paris eine preußische Kanonenkugel sich nach seinem geliebten Jardin des Plantes verirrt und dort in einem seiner Schausäle allerhand Schaden angerichtet hatte; daraus folgerte er in seinem Schmerze, daß die Preußen es ausgesucht gerade auf die Zerstörung der Museen abgesehen gehabt hätten. Die wirklichen Deutschen, das seien ja eigentlich ganz nette Menschen, mit denen man recht gut auskommen könnte, aber die Preußen seien minderwertige Barbaren, Finnen und sozusagen asiatische Teufel, die nur durch einen höchst beklagenswerten Zufall sich jetzt eine Art von Suprematie über die armen Bayern und Württemberger angemaßt hätten. Auf diesen groben Klotz hat R. Virchow einen groben Keil gesetzt, worüber im Korresp.-Blatt d. Deutschen anthrop. Gesellschaft 1871, S. 49, in der Zeitschrift f. Ethnologie, IV, S. 300 und im Tageblatt d. 45. Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte, 1871, S. 154 des näheren nachgelesen werden kann.

Dabei stellte sich nun freilich heraus, daß man damals über den eigentlichen anthropologischen Aufbau von Deutschland noch recht unwissend war. So war jener furibunde Angriff von Quatrefages für R. Virchow die Veranlassung zum eifrigsten Studium der in den deutschen Sammlungen zerstreuten Schädel usw. sowie zur Einleitung einer groß angelegten und über das ganze Reich ausgedehnten Untersuchung über die Farbe der Haut, der Haare und der Augen der Schul-

kinder. Der Gesamtbericht über die Ergebnisse dieser Erhebungen ist erst 1886 im Archiv für Anthropologie zur Veröffentlichung gelangt und bildet noch heute eine der wichtigsten Quellen für unser Wissen vom anthropologischen Aufbau Deutschlands. Umfassendere Erhebungen an Erwachsenen, die auch Kopf- und Körpermaße berücksichtigen sollten, ähnlich wie Ammons hochverdiente Aufnahmen zur Anthropologie der Badener oder R. Livis *Anthropologia militare* von Italien und G. Retzius's Aufnahmen für Schweden waren von R. Virchow und anderen auch für Deutschland geplant, mußten aber aus äußerlichen Gründen immer wieder verschoben werden, bis jetzt nach unserem Zusammenbruche jede Möglichkeit einer solchen Aufnahme für uns in unabsehbar weite Ferne gerückt scheint. Um so dankbarer müssen wir R. Virchow sein, daß er wenigstens das, was damals im Bereiche der Möglichkeit war, wirklich restlos durchgeführt und zu einem glücklichen Ende gebracht hat.

Unter der gewaltigen Zahl von weit über 500 Schriften allein aus dem Gebiete der physischen Anthropologie, die wir R. Virchow verdanken, befinden sich auffallenderweise nur zwei, die selbständig erschienen sind, die hier schon S. 424 erwähnten „Untersuchungen über die Entwicklung des Schädelgrundes“ von 1857 und das große Tafelwerk „*Orania ethnica Americana*“ von 1892, das vom Verleger zwar kurioser Weise als „Supplement“ zur Zeitschrift für Ethnologie bezeichnet wird, aber mit dieser nicht das allgeringste zu tun hat. Es enthält eingehende Beschreibungen und Maße, sowie ganz besonders schöne Abbildungen einer größeren Zahl von ausgesucht typischen und merkwürdigen Schädeln aus beiden Hälften des amerikanischen Doppelkontinents. Im selben Zusammenhang muß auch R. Virchows craniologischer Beitrag zu dem großen in drei Foliobänden erschienenen Prachtwerk von Reiss und Stübel, „Das Totenfeld von Ancon in Peru“, Berlin 1880—87 angeführt werden, der mit den Tafeln 108—116 auch gesondert in den Buchhandel gelangt ist.

\* \* \*

Betrachten wir nun in ähnlicher Weise das prähistorische Lebenswerk R. Virchows, so sehen wir es 1866 mit einer Arbeit über „Schivelbeiner Altertümer“ beginnen, die, etwas über einen Druckbogen stark, im 21. Bande der „Baltischen Studien“ vorliegt. So waren es Altertümer seiner engeren Heimat, die ihn zuerst zu einer Veröffentlichung auf diesem Sondergebiete anregten. In dasselbe Jahr fällt dann die Gründung der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge“, die er mit einer Abhandlung „Über Hünengräber und Pfahlbauten“ eröffnete und so dem neuen Unternehmen vom ersten Anfang an einen sehr großen Leserkreis sicherte. 1867 vertrat er Deutschland dann auf dem Internationalen Prähistoriker-Kongreß in Paris mit einem Vor-

trage über „Chariots en bronze trouvés en Allemagne et en Suède“. 1869 schmückt er den ersten Band der eben gegründeten „Zeitschrift für Ethnologie“ mit einer Abhandlung über die „Pfahlbauten im südlichen Deutschland“ und berichtet dann, wiederum seiner pommerschen Heimat gedenkend, in den „Baltischen Studien“, Bd. 23, über „Pommersche Gräberfelder, besonders bei Storkow, Mulkentin und Groß-Wachlin zwischen Stargard und Massow“. Von da an mehrt sich die Zahl seiner prähistorischen Schriften von Jahr zu Jahr in immer steigendem Maße, so daß sie in seinem Todesjahr — ähnlich wie die Zahl seiner rein anthropologischen Arbeiten — das fünfte Hundert weit übersteigt. Es würde wenig Wert haben, hier die Liste all dieser Schriften abzudrucken; man kann sie in der schon S. 421 erwähnten Bibliographie nachsehen. Hier genügt es, festzustellen, wie diese Arbeiten nicht nur fast alle Länder und Provinzen des Deutschen Reiches und viele seiner Nachbargebiete umfassen, sondern für ihre Vorgeschichte geradezu bahnbrechend geworden sind.

Neben diesen Schriften zur europäischen Vorgeschichte sind hier noch drei große Arbeitsgebiete zu erwähnen: Troja, der Kaukasus und die ägyptische Steinzeit; auf allen dreien ist Virchows Beteiligung von ganz besonderer und weitreichender Bedeutung geworden. Was da zunächst Troja angeht, so ist heute wohl kaum mehr allen Fachgenossen in Erinnerung, wie unfreundlich Schliemanns trojanische Ausgrabungen lange Zeit hindurch und nicht etwa nur von seiten der klassischen Archäologie beurteilt wurden. Man war empört über sein „laienhaftes und im schlimmsten Sinne des Wortes dilettantisches Vorgehen“; man klagte, daß er planlos umherwühle, die alte Schichtung zerstöre, mächtige Fundamente demoliere, ohne sie überhaupt als solche zu erkennen und daß er so jede künftige Erforschung der wirklich vorhandenen Tatsachen für alle Zeit unmöglich mache. Man sprach damals ganz allgemein darüber, wie die ältere Archäologie im wesentlichen auf zufällige Funde und auf dem Antikenhandel aufgebaut gewesen war, wie dann eine wüste Schatzgräberei einsetzte und diese dann erst ganz allmählich durch planmäßig geleitete wissenschaftliche Ausgrabungen abgelöst wurde. In dieser glücklichen Entwicklung sei durch Schliemanns Ausgrabungen in Troja eine verhängnisvolle und ganz heillose Unterbrechung eingetreten und kein Geringerer als Theodor Mommsen faßte damals seine freudige Begeisterung für Schliemanns Funde und seinen Abscheu vor seiner Ausgrabungstechnik in das eine Wort zusammen: „Trüffelschwein“. In diese unerquickliche Sachlage brachte R. Virchows Eintreten eine höchst erfreuliche Wendung. Er hatte sofort erkannt, wie berechtigt die gegen Schliemanns Technik erhobenen Einwände waren und wie die ganz unabsehbar große Bedeutung seiner Funde durch diese Einwände in den Hintergrund gedrängt

werden mußte; so entschloß er sich ohne langes Zaudern, selbst einzugreifen und die dilettantische Begeisterung Schliemanns sowie dessen fast unbegrenzte Geldmittel in ein neues streng wissenschaftliches Bett zu leiten. Die unmittelbare Folge war die Teilnahme von Dörpfeld an Schliemanns weiteren Grabungen und damit auch deren rückhaltslose Anerkennung in den Kreisen der klassischen Archäologen strengster Observanz. Der wissenschaftliche Gewinn, der sich aus diesem persönlichen Eingreifen Virchows und aus seiner späteren warmherzigen Freundschaft mit Schliemann ergab, kann gar nicht hoch genug veranschlagt werden — völlig abgesehen auch davon, daß Schliemann sich dann aus persönlicher Dankbarkeit für Virchow entschloß, seine gesamten trojanischen Funde dem Berliner Museum für Völkerkunde als Geschenk zu überweisen, das so in den freien Besitz einer der kostbarsten Sammlungen gelangte, die es überhaupt in seinen Mauern umschließt, und die zu seinen allergrößten Sehenswürdigkeiten gehören. Diese unter der Sonne Homers erwachsene Freundschaft zwischen Virchow und Schliemann war es auch, die einem giftigen Angriff eines Paranoikers, Boetticher, rascher die Spitze abbrach, als unter anderen Umständen möglich gewesen wäre.

Ungewöhnlich bedeutungsvoll und von großer allgemeiner Wichtigkeit sind auch R. Virchows Ausgrabungen im Kaukasus geworden, für deren Einzelheiten hier nur auf das kostbare Tafelwerk verwiesen sei, das unter dem Titel „Das Gräberfeld von Koban im Lande der Osseten, Kaukasus, eine vergleichend archäologische Studie“ 1883 in Berlin gedruckt ist.

Als nicht minder fruchtbar erwies sich das lebhafte und kritische Interesse, das R. Virchow der Steinzeit Ägyptens entgegenbrachte. Kieselwerkzeuge meist von rein paläolithischer Art waren aus Ägypten schon lange bekannt gewesen. Gespaltene Kiesel kommen an einzelnen Stellen, besonders auf einigen Höhen über Theben, in geradezu überwältigenden Massen vor, und es gibt da, ähnlich wie auch in Südafrika, ganz nahe von Kapstadt, Flächen, auf denen sie so häufig zutage liegen, wie etwa Grashalme auf einer Wiese, so daß man in wenigen Tagen ganze Wagenladungen von ihnen auflesen könnte. Daß sich unter diesen zahllosen offen umherliegenden Kieselsplittern sehr viele absichtlich hergestellte und sorgfältig zugeschlagene Werkzeuge von ganz typisch immer wiederkehrenden Formen befinden, kann heute nicht entfernt bezweifelt werden, ist aber, soweit mir persönlich bekannt, zuerst von unserem erst 1908 verstorbenen französischen Kollegen, dem Ethnographen E. T. Hamy veröffentlicht worden, der als ganz jugendlicher Tourist solche Steine unweit von Theben aufas und ihre Übereinstimmung mit typischen Kieselwerkzeugen aus Frankreich und England erkannte. Leider blieben die Mitteilungen über seine Funde nicht ohne Wider-

spruch und sogar deutsche Gelehrte haben es fertig gebracht, sich spöttisch und vollkommen ablehnend über sie zu äußern; „freilich“, sagten sie, „seien diese Kiesel aus einer ‚Werkstatt‘ hervorgegangen, sogar aus dem Atelier des Gottes Ra, denn es seien nur zufällige Splitter, wie sie nach einer kalten Wüstenacht unter dem Einflusse der Sonnenhitze notwendig entstehen müßten“. Heute wissen wir das besser und nehmen an, daß in Ägypten der historischen und vordynastischen Zeit eine sehr viele Jahrtausende und wohl viele Zehntausende von Jahren umfassende paläolithische Periode vorausgegangen ist. R. Virchow hat mit dem ihm in so hohem Maße eigenen Interesse an derartigen Problemen, mit viel Scharfsinn, nicht ohne allerhand Kontroversen und von seinen Freunden Schweinfurth und Wilhelm Reiß unterstützt, auch diese Frage restlos klären helfen und auch dem berühmten massenhaften Vorkommen von kleinen und kleinsten Kieselgeräten in Helouan (Hilwân) bei Kairo seine besondere Aufmerksamkeit geschenkt.

Wenden wir uns nun zu der ethnographischen Tätigkeit von R. Virchow, so finden wir sie verhältnismäßig spät einsetzen — 1873, mit der Untersuchung eines Holzgötzen von den Guano-Inseln. Es folgten 1874 eine Diskussionsbemerkung zu einem Vortrag über die Völker und Sprachen des Stillen Ozeans und Bemerkungen über Sambaquis (brasilische Muschelgräber), 1876 über westaustralische Waffen, 1877 über den Dingo-Hund, 1878 über Steingeräte aus Virginien, 1879 über die Sprache der Australier und über peruanische Altertümer, 1880 über Lepsius' Völker und Sprachen Afrikas, 1882 über australische Botenstöcke, über Gegenstände von den Nikobaren, über Funde aus brasilianischen Muschelbergen der Provinz Santa Catharina und über mittelamerikanische Funde. Von da an mehrten sich derartige Mitteilungen und breiten sich bald über die ganze Erde aus. Zahlreiche an sich unbedeutend erscheinende Einsendungen von wenig vorgebildeten Reisenden werden durch R. Virchows alles durchdringenden Scharfsinn erst in das rechte Licht gestellt und allgemein nutzbar gemacht. Auch hier sind es seine überall zerstreuten Schüler, die es ihm ermöglichen, seine Netze über alle fünf Kontinente auszuwerfen und von überall her strömen ihm, und in der Folge denn auch unserem Museum für Völkerkunde, die kostbarsten Schätze an Originalen und Beobachtungen zu. Bald beginnt er, auch auf diesem Gebiete, die Bedeutung bestimmter einzelner Probleme zu erfassen und bringt sie in zäher oft langjähriger Arbeit zur Lösung. So beschäftigte ihn jahrelang die Frage des präkolumbischen Aussatzes in Amerika, so die der ägyptischen Augenschminke, so vor allem die Nephrit-Frage, die durch öde Streitereien zwischen Dilettanten auf ein falsches Geleis gekommen war und erst von ihm wieder zu einem ernsthaft diskutablen Problem gemacht wurde, zu dessen abschließender Lösung er sich dann einen besonders geeigneten

Chemiker heranzog, den als Professor in Aachen wirkenden Armenier Arzruny.

Reiche Früchte trug auch das warme Interesse, das Virchow der brasilischen Reise der Herren Ehrenreich und v. d. Steinen entgegenbrachte; von der größten Bedeutung sowohl für die Wissenschaft als für unser Museum für Völkerkunde waren die Heranziehung von J. M. Hildebrandt zu Sammelreisen in Ostafrika und in Madagaskar sowie die von Vaughan-Stevens zu Beobachtungen und Aufsammlungen auf der malayischen Halbinsel. Diesem letzteren stellte Virchow mehrfach große Geldsummen aus der seinen Namen tragenden Stiftung zur Verfügung, obwohl er ihn nie selbst gesehen hatte und obwohl auch von uns anderen niemand auch nur das allergeringste über seine Herkunft und sein Vorleben wußte. Das so dem völlig Fremden entgegengebrachte Vertrauen wurde nicht enttäuscht; zwar mögen manche seiner Angaben reichlich phantastisch sein und der absoluten Glaubwürdigkeit entbehren, aber er wird doch in den Annalen des Berliner Museums als ein ganz ungewöhnlich energischer Sammler fortleben; auch wird er schließlich immer als der erste zu gelten haben, von dem wir greifbare Belege für die merkwürdigen, zum Teil pygmäenhaften Inlandstämme der Halbinsel Malakka erhielten, die später von R. Martin so gründlich erforscht wurden. Auch wird von ihm erzählt, daß er besser als wohl irgendein anderer Reisender unserer Zeit es verstanden habe, als Eingeborener unter Eingeborenen zu leben, daß er, wie diese, gelegentlich auf Bäumen übernachtete und sich auch regelmäßig einer eingeborenen Frau anschloß, um besser in alle Einzelheiten einer uns so fremdartigen Kultur eindringen zu können. Wie sein Leben, so scheint auch sein Tod gewesen zu sein; so wie er plötzlich und unvermittelt in der Ferne aufgetaucht war, so entschwand er uns auch spurlos, unmittelbar vor Antritt einer neuen und schwierigen Expedition und kurz nachdem er eine größere Summe in Hartgeld erhalten und in einem hohlen Baume versteckt hatte. In gleicher Weise hat Virchow auch die Reisen von Finsch und Kubary gefördert.

So hat sich R. Virchow nicht nur durch zahlreiche eigene Arbeiten um die Völkerkunde verdient gemacht, sondern ebenso auch durch das Interesse, das er bei seinen Schülern für diese Disziplin zu erwecken verstand und durch Anregung und Veranstaltung besonders wissenschaftlicher und Sammelreisen. Aber ein vielleicht noch größeres Verdienst hat er sich durch die zähe Energie erworben, mit der er immer wieder von neuem für den großen Neubau des Museums für Völkerkunde eingetreten ist. Die wirkliche Geschichte dieses Baues spielte sich begreiflicherweise, wie das ja auch sonst bei öffentlichen Bauten die Regel ist, meist hinter den Kulissen ab und ist so vielen unserer jüngeren Kollegen ganz unbekannt. Aus den allerbescheidensten Anfängen

erwachsen, zur Zeit des Großen Kurfürsten noch als „Raritäten“ in einigen wenigen ganz unzulänglichen Räumen mehr versteckt als aufgestellt, hatten sich die „vaterländischen“ d. h. vorgeschichtlichen Sammlungen und die aus fremden Ländern eingelangten „Kuriositäten“ bis zum Beginne des 19. Jahrhunderts nur langsam vermehrt; selbst die kostbaren Stücke, die dann durch die Reisen preußischer Seehandlungsschiffe aus der Südsee in die Heimat gelangten, die schöne und heute mit Recht bewunderte und angestaunte Sammlung des Prinzen von Neuwied, die in ihrer Art ganz einzigen Stücke, die aus dem Nachlasse von Cook erworben wurden, schienen sich nach Berlin gleichsam nur verirrt zu haben und fanden wenig Beachtung, bis R. Virchow mit seiner zähen Energie und Adolf Bastian mit seiner fanatischen Begeisterung eine völlige Wendung in dem Vermehrungstempo und in der allgemeinen Wertschätzung sowohl der prähistorischen als der ethnographischen Sammlungen herbeiführten. Die diesen im „Neuen Museum“ am Lustgarten überwiesenen Räume wurden bald als ganz unzureichend empfunden und bereits 1873 wurde durch eine allerhöchste Kabinettsorder der Plan, diese Abteilung der Königlichen Museen in andere Räume zu verlegen und ein besonderes ethnologisch-anthropologisches Museum zu begründen, ausdrücklich genehmigt. Dieser Plan war, wie ich aus mehrfachen persönlichen Mitteilungen von R. Virchow weiß, durch den Minister Falk und durch den Generaldirektor Schöne auf das eifrigste gefördert worden, stieß aber immer wieder von neuem auf latente oder gelegentlich auch manifeste Gegenarbeit von seiten nachgeordneter Instanzen, in deren Kreisen der freisinnige Abgeordnete wie der leibhaftige Gottseibeius gefürchtet und gehaßt war; ganz besonders die Anthropologie galt als irreligiös und staatsgefährlich; gegen das Sammeln „vaterländischer“ Altertümer konnte ja kaum etwas ernstlich vorgebracht werden und auch das Aufspeichern von „Kuriositäten aus fremden Ländern“ wurde zwar gelegentlich mit Unbehagen betrachtet, mußte aber schließlich doch als harmlos geduldet werden. Anders beurteilte man freilich die physische Anthropologie; die leugnete doch die Sonderstellung des Menschen in der Natur und war überhaupt eine gottlose und teuflische Wissenschaft, deren Entwicklung um jeden Preis verhindert werden mußte, auch war sie ein Spezialgebiet eines so schrecklichen Menschen wie R. Virchow, der als Abgeordneter gegen die Bewilligung der Zivilliste stimmte, und hatte sogar irgendeinen geheimen und unklaren Zusammenhang mit dem — Darwinismus; so konnte es als eine zugleich patriotische und religiöse Pflicht erscheinen, den Bestrebungen Virchows und der „von ihm vorgeschobenen“ Anthropologischen Gesellschaft jeden nur irgend möglichen Widerstand entgegenzusetzen. Schließlich aber war es dann doch wieder die persönliche Macht des wegen seiner absoluten Beherrschung aller Etat-

fragen gefürchteten Abgeordneten Virchow, der allen Anstrengungen des Tschin gegenüber dem Bau zur Durchführung verhalf, so daß endlich in dem Staatshaushalts-Etat für 1878/79 eine erste Rate von 500 000 Mark für einen großen Neubau in der Königgrätzer Straße ausgeworfen wurde<sup>1)</sup>.

Daß es dabei nicht ganz ohne Reibungen abging, die nur durch gegenseitige Konzessionen ausgeglichen werden konnten, ist begreiflich. Eine derartige Konzession hat unser Museum dauernd schwer geschädigt; die gesamten Baukosten waren von den sachverständigen Baubeamten auf 2 Millionen und 20 000 Mark berechnet worden, aber ein untergeordneter Beamter des Finanzministeriums soll — *relata refero* — diese 20 000 Mark beanstandet und seinen Kollegen im Unterrichtsministerium suggeriert haben, es sei unbedingt nötig, diesen „Schönheitsfehler“ zu beseitigen. Die Architekten erklärten das für unmöglich, bis ein besonders kluger Mann, der noch im Jenseits für diesen Einfall büßen sollte, den gordischen Knoten zerhieb und einfach verfügte, das unterste Geschoß müsse um 1 m niedriger gemacht werden; und so geschah es; die 20 000 M. wurden erspart, aber wir bekamen statt eines voll ausnützbaren Stockwerkes mit großen Fenstern und tadellos hellen Schau- und Arbeitsräumen eine große Zahl finsterner und ganz minderwertiger Kellerräume. Wie unfreundlich auch sonst damals einige Organe der Zentralverwaltung über unser Museum dachten, davon kann ich auch aus eigener Erfahrung berichten: Bei der feierlichen Eröffnung des Baues durch den Kronprinzen, 1886, hatte ich die Ehre, ihn durch die afrikanische Abteilung führen zu dürfen. Seine Kaiserliche Hoheit interessierte sich lebhaft für verschiedene wissenschaftliche und technische Einzelheiten und frug u. a. halb scherzhaft, ob wohl diesmal der Neubau auch wirklich groß genug geraten sei; ich hatte keine Veranlassung, etwa eine ausweichende Antwort zu geben, und sagte, meine Kollegen und ich hätten schon bei den ersten Aufstellungsarbeiten die sichere Vorstellung gewonnen, daß der Bau nicht entfernt ausreichen würde; der Kronprinz

---

<sup>1)</sup> Es ist nicht ohne Interesse, sich bei diesem Anlasse einer vollkommen gleichzeitigen und parallel laufenden Gründung in Wien zu erinnern. Auch dort hatte seit Jahrhunderten eine Raritätenkammer bestanden, die unter derselben Verwaltung wie die Zwerge und Hofnarren stand. Aus ihr hatte sich mit der Zeit ein zoologisch-botanisches und ein mineralogisches „Hofkabinett“ entwickelt, die beide, als der Hofbelustigung dienend, bezeichnenderweise dem Hoftheater-Intendanten unterstellt blieben, bis endlich Ferdinand v. Hochstetter, von der Geologie kommend und, als Naturforscher der berühmten Novara-Expedition, schon in jungen Jahren auch mit der Völkerkunde fremder Erdteile vertraut geworden, eine gründliche Reorganisation jener Sammlungen durchsetzte, neben der zoologischen eine ethnographisch-anthropologische und neben der mineralogischen eine geologisch-paläontologische Sammlung neu gründete und für diese Museen den prunkvollen Neubau am Burgring erwirkte. So ist F. v. Hochstetter für das naturhistorische Leben von Wien von ähnlicher Bedeutung geworden, wie R. Virchow für Berlin.

erwiderte mit dem Scherzwort, das hätte er auch gar nicht anders erwartet und er hätte überhaupt noch niemals von einem fiskalischen Bau gehört, der sich nicht schon vor seiner wirklichen Vollendung als unzureichend erwiesen habe; er erwähnte in diesem Zusammenhange auch das ursprüngliche Projekt von Bastian, das an der Peripherie der Stadt einen großen, nach außen offenen und nach Bedarf beliebig zu verlängernden Bau in der Art einer Bahnhofshalle vorgesehen hätte und ihm sehr sympathisch gewesen wäre. Das Gespräch war den hinter uns gehenden Herren nicht fremd geblieben, und einer der leitenden Beamten des Kultusministeriums machte mir, unmittelbar nachdem der Wagenschlag hinter Sr. Kaiserlichen Hoheit ins Schloß gefallen war, noch auf der Straße die erbittertsten Vorwürfe; jetzt hätten wir den riesigen Kasten, den wir niemals füllen könnten, „durchgetrotzt“ und schon soll er wieder zu klein sein, — unerhört!

Indes auch dieser Groll legte sich und die nächsten Jahre des Museums für Völkerkunde waren reich vom Glücke gesegnet. Die verständnisvolle Einsicht des Generaldirektors Dr. Schöne, der unseren Status an Beamten und wissenschaftlichen Hilfsarbeitern ständig vergrößerte, die schützende Hand, die R. Virchow dauernd über uns hielt, die Erschließung der großen Schutzgebiete, die uns mit jedem Dampfer, fast Woche für Woche, unerhörte Schätze in den Schoß warf, und nicht zum mindesten auch das väterliche Wohlwollen und die nie versagende Teilnahme, die der damalige Kultusminister für uns hatte, wirkten zusammen, um dem Berliner Museum für Völkerkunde in kürzester Frist den Weltruf zu erobern, den es noch heute genießt. Für Exz. v. Gossler war unser Museum dauernd die Schöpfung, auf die sein Ministerium stolz sein konnte. Bei jeder Gelegenheit, oft an zwei Sonntagen hintereinander, brachte er uns Gäste, besonders katholische Abgeordnete und Bischöfe, an deren freundlicher Stimmung er interessiert war, zeigte ihnen persönlich die neuesten Erwerbungen, über die er stets im Laufenden gehalten zu werden wünschte, oder ließ ihnen durch uns Assistenten erzählen, *quid novi ex Africa*.

So hat sich R. Virchow auch um die Ethnographie ein sehr viel größeres Verdienst erworben, als der Außenstehende ahnt und das Berliner Museum für Völkerkunde wird stets ein großartiges Denkmal seines wissenschaftlichen Weitblickes und seiner Wirksamkeit als preußischer Abgeordneter sein.

Ähnlich großzügig war R. Virchows Tätigkeit auch auf dem Gebiete der Volkskunde. Auch da ging er 1886 zunächst von seiner engeren pommerschen Heimat aus mit seinen „Bemerkungen zu einem Vortrag über heidnische Reste im heutigen Volksglauben der Pommern“ (Korresp. Blatt der D. A. G.), denen sich 1887 eine Mitteilung über „Einige Über-

lebsel in pommerschen Gebräuchen“ (in den Verh. d. Berliner A. G. **19**, 361) anschloß. Im selben Jahre aber beginnen auch seine weittragenden Forschungen über das alte deutsche Haus; einer Mitteilung unter diesem Titel in den „Verh. d. Berliner A. G.“ **19**, 571 folgten 1888 in den Verh. derselben Gesellschaft (**20**, 297) die Abhandlung über „Alte Bauernhäuser in Deutschland und der Schweiz, 1890 die Untersuchung über „Vorkommen und Form des sächsischen Hauses in Ost- und West-Holstein“ (Verh. d. Berliner A. G. **22**, 75), „Bemerkungen zu einer Darstellung über das rhätoromanische Haus“, ebenda S. 327, „Bemerkungen zu Mitteilungen über alte Häuser in der Altmark“, ebenda S. 527, und „Weitere Untersuchungen über das deutsche und schweizerische Haus“, ebenda S. 553. Durch diese Arbeiten hat sich R. Virchow in die erste Reihe der Begründer der Hausforschung gestellt, die seither, besonders auch durch die erfolgreiche Tätigkeit des Straßburger Germanisten Henning, zu einem der wichtigsten Zweige der Völkerkunde und auch der historischen Wissenschaften geworden ist. Unter Virchows kleineren Arbeiten zur Volkskunde sei, als gerade gegenwärtig wieder aktuell, hier nur noch seine Untersuchung über russisches Hungerbrot erwähnt (Verh. d. Berliner A. G. **24**, 461 und Virchows Archiv **130**, 529).

Von ganz besonders großer, allgemeiner und bleibender Bedeutung aber war eine andere Tätigkeit Virchows auf dem Gebiete der Volkskunde, die aus bescheidenen und ganz privaten Anfängen schließlich zur Gründung eines großen staatlichen Museums geführt hat. Schon lange vor der Vollendung des neuen Museums für Völkerkunde bestand in Berlin eine Vereinigung von wissenschaftlich interessierten Privatleuten, die sich mit deutscher Volkskunde beschäftigten und zunächst in kleinem Maße anfangen, Volkstrachten, alte Möbel und sonstigen Hausrat, vor allem sog. „Überlebsel“ zu sammeln. R. Virchow ward bald der geistige Führer dieser Bestrebungen, die im übrigen wesentlich durch die Tätigkeit von Georg Minden, James Simon und Hermann Sökeland u. A. finanziell gestützt wurden. Daß derartige Dinge irgendwo auch in Berlin gesammelt werden mußten, stand für Virchow von vornherein fest; er war sich natürlich auch ganz klar darüber, daß häufig Volkstrachten nur lokal degenerierte Formen von städtischen Trachten sind und daß Aufsammlungen von solchen und von Möbeln leicht ins Uferlose führen können; aber er begrüßte in dieser Sammeltätigkeit, solange sie sich in vernünftigen Grenzen hielt, eine sehr willkommene Entlastung des Museums für Völkerkunde, das denn auch seine „Abteilung Europa“ in demselben Maße beschränkte und schließlich ganz eingehen ließ, als das sog. Trachtenmuseum seine Tätigkeit auch auf außerdeutsche Trachten, Stickereien, Schmuckgegenstände usw. ausdehnte. Unerwartet rasch wuchs die Sammlung dann über den

engen Rahmen privater Fürsorge hinaus und man mußte, da die preußische Regierung eine finanzielle Beteiligung zunächst ablehnte, sogar den Verkauf ins Ausland in Erwägung ziehen, um die gesammelten Schätze nicht ganz verkommen zu lassen. Dabei bewährte sich wieder Virchows rettende Hand und ermöglichte den Übergang in staatlichen Besitz — auch da nicht ganz ohne Reibungen. Dabei gab es noch bei der feierlichen Eröffnung des neuen Museums in der Klosterstraße einen ganz eigenartigen Zwischenfall. Die inneren Vorbereitungen für die Feier waren, vermutlich wegen der großen räumlichen Entfernung, in die Hände eines „mittleren“ Beamten gelegt und von den vorgesetzten Stellen nicht weiter kontrolliert worden. Der gute Mann hatte nur den Auftrag, die schönsten und interessantesten Trachten möglichst gut zur Geltung zu bringen. Das wollte er denn auch tun und plante mit einem ihm befreundeten Direktor eines Panoptikums eine besondere Überraschung. Die geladenen Gäste, voran der vorgesetzte Herr Minister mit seinem Stab und eine nicht geringe Anzahl von anderen Würdenträgern, waren auch wirklich nicht wenig erstaunt, als sie beim Eintritt in die ersten Säle wohl ein halbes Hundert kostbarster Wachspuppen zu erblicken meinten, geschminkt und bemalt, mit blitzenden Augen und mit reichem Schmuck auch an den Fingern. Fast wie lebendig sahen diese Puppen aus und manch einer von uns Gästen hatte den Eindruck, als ob sie sogar mit den Augenlidern blinkerten. Als dann aber der Herr Minister in höchst eigener Person mit dem Fingernagel an einen besonders drallen Oberarm tippte, um sich von der Suggestion des Lidschlages zu befreien, da war es mit der Bewunderung vorbei; die schönen Puppen waren lebendige Mädchen, meist wohl aus der Gegend der Friedrichstraße und von dem Wachskünstler des Panoptikums stilgerecht bemalt und geschminkt. Selten habe ich in einer ähnlichen Gesellschaft eine gleiche Verlegenheit und gleiches Kopfschütteln bemerkt, stumm ging man auseinander, und besonders R. Virchow war verärgert und schweigsam. Dies habe nun noch gefehlt, sagte er endlich, und jahrelang würde er zu arbeiten haben, um das wieder gut zu machen, was dieser „wahnsinnige“ Einfall verschuldet habe. Aber auch über diese feierliche Entgleisung ist seither Gras gewachsen und das Museum in der Klosterstraße ist längst als wissenschaftlich vollwertig anerkannt. Nur eine gewisse Unsicherheit in der amtlichen Bezeichnung hängt ihm noch aus der Frühzeit seiner Entwicklung an. Erst wollte man es „Deutsches Museum für Trachten und Geräte“ nennen; dann kam die noch schwerfälligere Bezeichnung „Museum für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes zu Berlin“ in Übung und noch heute hat man sich nicht dazu entschlossen, es einfach als das zu bezeichnen, was es wirklich ist oder wenigstens sein sollte, als das Museum für europäische Volkskunde. Der Berliner hat sich einstweilen für den Namen

„Trachtenmuseum“ entschieden oder geht noch einfacher nach der „Volkskunde“. Aber wie immer dieses Museum demaleinst heißen wird, stets wird mit seiner Geschichte der Name von Rudolf Virchow dauernd verknüpft bleiben.

So sehen wir, wie R. Virchow ohne seine politischen und ohne die fast 800 medizinischen Schriften zwar fast 1200 Arbeiten aus dem Gesamtgebiete der Anthropologie veröffentlicht und so einen Rekord aufgestellt hat, der nicht so bald von einem Zeitgenossen erreicht wird, wie es aber doch unrichtig wäre, danach allein seine Bedeutung für die Anthropologie einzuschätzen; die liegt ebenso sehr in der aufrichtigen Begeisterung für das Fach, die er selbst hatte, und die er in seinen Schülern und Freunden zu wecken wußte. Durch ihn ist so in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Wissenschaft vom Menschen eine Wissenschaft geworden. Von Dilettanten und Außenseitern geschaffen, wie jede andere Wissenschaft auch, hat sie sich jetzt die vollen Ehren einer akademischen Disziplin erobert. Noch 1886 in Stettin konnte R. Virchow sagen, die Anthropologie sei keine offizielle Wissenschaft und wer sie pflege, tue es im Nebenamt. Damals sagte ein anderer, unbewußt der grausamen Ironie, die in den Worten lag, die Anthropologie mit ihren zahlreichen und unbegrenzten Nebengebieten sei die wahre *Universitas litterarum*, so daß er auf den Spott, *ex omnibus aliquid, ex toto nihil* natürlich nicht lange zu warten hatte. Drei Jahre später hielt R. Virchow es auf der gemeinsamen Versammlung der deutschen und der österreichischen Anthropologen in Wien noch für nötig, sich gleichsam gegen den Vorwurf der Kongreßbummelei zu verwahren und erklärte, die Teilnehmer seien „keine Faulenzer, welche herumziehen und bloß genießen wollen, sondern ernsthafte Arbeiter“, und noch 1898 sagte er bei einem ähnlichen Anlasse, „daß wir auf dem Gebiete der Anthropologie alle nur Schüler sind; wir arbeiten alle in einem noch ziemlich großen Dunkel, und es ist der Eifer, der Mitschüler untereinander beseelt, der auch uns zusammenbringt — nur daß wir keinen anderen Meister haben als die Erfahrung“. Seither ist fast ein Vierteljahrhundert vergangen; die Anthropologie ist keine *Universitas litterarum* mehr, aber sie ist ein Universitätsfach geworden mit einem festgefügtten Lehrgebäude und voll anerkannt als akademische Disziplin — in der Theorie wenigstens; in der Praxis freilich muß sie sich noch vielfach mit einer kümmerlichen Aschenbrödelstellung begnügen und mit oft jammervollen und geradezu schimpflichen äußeren Einrichtungen.

Gerade in Berlin selbst ist für die physische Anthropologie, für die Wissenschaft vom Menschen, die uns doch eigentlich besonders nahe stehen sollte, nur ganz schlecht gesorgt; zwar sind da jetzt drei ganz große Sammlungen, die des Museums für Völkerkunde, die der Anthro-

pologischen Gesellschaft (mit den aus dem Nachlasse von R. Virchow gestifteten Schätzen) und die dem derzeitigen Inhaber des anthropologischen Lehrstuhls persönlich gehörige Lehrmittelsammlung unter einem Dache und zur Zeit durch Personalunion auch unter einer einheitlichen Leitung vereinigt, so daß die Berliner Universität jetzt über die größte anthropologische Sammlung der ganzen Welt verfügen könnte, über einen Lehr- und Forschungsapparat von rund 15 000 Schädeln und Skeletten und über eine noch größere Zahl von anderen Präparaten, Photographien, Laternbildern usw. usw. Leider ist diese Sammlung nach wie vor in gänzlich unzureichenden Räumen untergebracht; ja ein großer Teil der Schädel ist in verschraubten Kisten verstaut und aus Raumangel so gut wie unzugänglich, ebenso wie auch dem Leiter für die Verwaltung der ganzen Sammlung nur eine einzige Hilfskraft zugebilligt ist. Man muß diese Zustände mit den Verhältnissen etwa an unseren zoologischen Instituten oder mit denen am anthropologischen Universitätsinstitut in München vergleichen, um deren ganze Unwürdigkeit zu begreifen. So ist die oben S. 433 erwähnte Kabinettsorder von 1873, die unter Anregung von R. Virchow erlassen war und ausdrücklich die Gründung eines besonderen ethnologisch-anthropologischen Museums vorsieht, in ihrem zweiten Teile bis auf den heutigen Tag unerfüllt geblieben, im wesentlichen durch die Unlust der Verwaltung, die immer wieder vor der Entscheidung zurückschreckte, ob die anthropologische Sammlung im Rahmen der staatlichen Museen oder im Rahmen der Universität auszubauen sei. Das ist eine jener Lagen, in denen wir R. Virchow ganz besonders schmerzlich vermissen: einem Abgeordneten von seinem Einflusse und von seiner Sachkenntnis wäre es leicht gewesen, eine solche Entscheidung von einem Tage zum anderen herbeizuführen.

Haben wir bisher gesehen, wie R. Virchows Tätigkeit auf all den verschiedenen Gebieten der Anthropologie im weitesten Sinne des Wortes gleichmäßig schöpferisch, befruchtend und segensreich war, so werden wir uns als nüchterne Beobachter jetzt doch auch fragen müssen, ob dem Meere von Licht, das ein halbes Jahrhundert lang von ihm ausging, nicht auch tiefe Schatten entsprochen haben. Wir suchen vergeblich nach solchen. Freilich hat ein oder das andere Mal ein grüner Junge den traurigen Mut gehabt, dem alternden Löwen ein rohes Wort zu versetzen und ihm das Festhalten an irrigen und obsoleten Ansichten vorgeworfen, aber wo immer wir diese Differenzen kritisch untersuchen, immer sehen wir Virchow rein und ohne Fehl dastehen. Die gleiche Skepsis, die er von früher Jugend auf allen Gebieten irgendwie auffallenden Erscheinungen gegenüber festzuhalten gewohnt war, übte er auch gegenüber seinen eigenen Wahrnehmungen und Entdeckungen und die Vor-

sicht, mit der er in seinen großen und kleinen Schriften jeden Satz und jede einzelne Wendung zu prüfen und abzuwägen pflegte, mußte ihm von vornherein zum starken Schutz gegen Entgleisungen aller Art werden.

Am besten kann das an seinem Verhältnis zum Neandertalschädel studiert werden; dieses 1852 im Neandertale bei Düsseldorf gefundene Schädeldach ist zweifellos in den ersten Jahren nach seinem Bekanntwerden von manchen Autoren richtiger beurteilt worden als von Virchow; sogar der doch sonst sicher sehr unbedeutende Schaaffhausen hat sofort die rassenmäßige Wichtigkeit des Fundes proklamiert, und auch die englischen Kollegen haben schon frühzeitig das Schädeldach mit dem von Australiern verglichen, während Virchow mit der ganzen Skepsis, die sich wie ein roter Faden durch seine Lebensarbeit zieht, alles aufbot, um zur Vorsicht zu mahnen und mehrfach versuchte, einzelne bis dahin unerhörte Eigenschaften des Bruchstückes auf pathologische Verhältnisse zurückzuführen und vor ihrer Auffassung als Rassenmerkmale zu warnen. Allmählich freilich hörte jenes Schädeldach auf, eine ganz isolierte Erscheinung zu sein; immer neue und ganz gleichartige Funde wurden bekannt und jedes Kind konnte sehen, daß da wirklich rein rassenmäßige Bildungen vorlagen und nicht individuelle Abnormitäten. Virchows Bedenken erwiesen sich so als hinfällig und er hat das selbst so gut eingesehen wie irgend jemand; wie er selbst die damals gegen ihn erhobenen Vorwürfe persönlich aufgenommen, wissen wir nicht; wir anderen empfinden sie noch heute als ungezogen und infantil.

Nicht anders steht es mit einer Kontroverse über einen vermutlich ganz ohne stichhaltigen Grund dem Sophokles zugeschriebenen Schädel. Ein eifriger Bewunderer hatte diesen Schädel aus Athen an Virchow gesandt, und dieser veröffentlichte ihn in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie (1893, S. 677 ff.) in einer Schrift „Über griechische Schädel aus alter und neuer Zeit und über einen Schädel von Menidi, der für den des Sophokles gehalten ist“. Der Titel ist etwas langatmig, aber er zeigt um so deutlicher, wie wenig Virchow sich die Auffassung des Einsenders selbst zu eigen gemacht hatte. Gleichwohl hielt sich damals ein jüngerer Archäologe für verpflichtet, von seinem Standpunkte aus energisch gegen einen solchen (von Virchow doch gar nicht behaupteten) Zusammenhang zwischen Sophokles und jenem Schädel zu protestieren. Virchow blieb ihm eine gleich energische Antwort nicht schuldig, vgl. die Abhandlung „Über den vermeintlichen Sophoklesschädel und über die Grenze zwischen Anthropologie und Archäologie“ (Verh. d. Berl. Ges. f. Anthropologie 26, 117).

Nicht ganz so einfach zu verstehen, aber psychologisch um so interessanter ist die von der jetzt landläufigen scheinbar stark abweichende Stellung Virchows zu der Frage nach den somatischen Unterschieden

zwischen Germanen und Slawen. Wir glauben jetzt zu wissen, daß ganz Norddeutschland ungezählte Jahrtausende hindurch von typischen Angehörigen der „Nordischen Rasse“ bewohnt war, von großgewachsenen Leuten mit langen Köpfen, schmalen Gesichtern und schmalen Nasen und wir nehmen, wohl mit gutem Rechte an, daß an diese Eigenschaften des Skelettes auch helle Haare und helle Augen geknüpft waren, so daß jene Norddeutschen ganz dem Idealbild entsprachen, das wir uns von den alten Germanen entwerfen. Gegen die Mitte des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung wurde dann halb Europa von einer ungeheuren Welle slawischer Einwanderer überflutet, die nur ganz langsam abebbte und überall nicht nur in Orts- und Personennamen, sondern auch im somatischen Typus der Deutschen Spuren zurückließ. Dabei entspricht es durchaus den uns heute so geläufigen Mendelschen Vererbungsregeln, daß sich noch gegenwärtig in sonst rein deutschen Gegenden als Reste alter Mischungen ab und zu Personen mit einzelnen slawischen Eigenschaften finden. Bei derartigen Mischungen pflegen sich in der ganzen organischen Welt die Eigenschaften der Eltern nur in den allerseltensten Ausnahmefällen ganz und ungeteilt auf einen der Nachkommen zu vererben, sondern kommen fast stets nur einzeln oder in enge umschriebenen Gruppen zur Erscheinung. So ist es zu verstehen, daß auch in der einst ganz von Slawen überschwemmten Küstenprovinz „Pomorje“ sich noch einzelne Personen mit slavischem Typus finden und dabei rein deutschen Geist haben und rein deutsch fühlen und denken. Ein solcher Typus war auch R. Virchow, der Mann mit dem slawischen Namen aber mit dem deutschen Herzen, der Mann, dessen ungermanischer Typus sogar seinen japanischen Schülern auffiel, die ihn wie einen Gott verehrten, aber zu sagen pflegten, er sehe nicht wie ein Deutscher aus, sondern wie ein ganz großer japanischer Denker. Virchow selbst wollte das freilich niemals wahrhaben und fühlte sich derart nicht nur geistig sondern auch körperlich als Deutscher, daß ihm die bloße Vorstellung, er könne slawische Kopfform oder slawische Gesichtszüge haben, völlig fernlag. Damit aber mußte sich gerade bei ihm die Meinung entwickeln, daß es zwei ganz verschiedene deutsche Typen gäbe, den nordischen und einen, der dem seinen glich. Gegenwärtig wird fast allgemein angenommen, daß dem ursprünglichen Deutschen der nordische Typus zu eigen war und daß die brünetten Kurzköpfe, wo immer sie sich finden, auf Mischungen mit fremdem Blut zurückgehen, aber kein vernünftiger Mann würde wagen, R. Virchow einen Vorwurf daraus zu machen, daß er in dieser Frage bei seinen alten und festgewurzelten Anschauungen verblieben ist: „Ein Mann, der in solchem Grade wie er den verschiedensten Wissensgebieten, in denen er tätig war, für alle Zeit die starken Spuren seines Geistes aufdrückte, hat das Recht seines persönlichen Standpunktes auch dort, wo er mit

weitverbreiteten Anschauungen und neu aufstrebenden Richtungen in Widerspruch kömmt“<sup>1)</sup>. Tatsächlich bleibt auch heute noch das erste Auftreten der Slawen, ihr ursprünglicher Typus, ihre älteste Kultur und ihre Stellung im anthropologischen System für uns noch immer durch tiefes Dunkel verhüllt.

Und noch einen weiteren Punkt kenne ich, in dem R. Virchow als Anthropologe sich wenigstens kurze Zeit hindurch in einen manifesten Gegensatz sogar zu einer großen und wichtigen Disziplin gesetzt hat, zur vergleichenden Sprachforschung. Man muß um rund ein Jahrhundert zurückgreifen, um die Möglichkeit eines derartigen Gegensatzes zu verstehen. Als damals einzelne Forscher im ersten Freudentaumel über die unerwartete Entdeckung einer nahen Verwandtschaft zwischen dem indischen Sanskrit und der Mehrzahl der europäischen Sprachen zu einer Überschätzung des indischen Altertums verführt wurden, waren sie geneigt, nicht nur unsere Sprachen, sondern überhaupt jegliche Kultur samt und sonders aus Indien abzuleiten; jetzt ist längst die ganze Welt darin einig, daß die indische Kultur sehr jung ist, daß sie nicht wesentlich früher begann als nachdem die großen Kulturen des Altertums, die ägyptische, die babylonische, die hethitische und die assyrische bereits erloschen waren und daß wir kaum etwas Greifbares an wirklicher Kultur aus Indien kennen, das weit vor die Zeit Alexanders des Großen hinaufreichte. Es wäre aber albern, jetzt irgend jemandem vorzuwerfen, daß seine Fachgenossen vor hundert Jahren das nicht auch schon gewußt haben. Inzwischen sind die Untersuchungen über die Art des Zusammenhangs zwischen den einzelnen menschlichen Gruppen mehr und mehr verfeinert und immer bedeutsamer geworden, aber noch vor einem halben Jahrhundert pflegte man da meist das Schwergewicht auf die Sprachen zu legen und ein Wiener Sanskritist, Friedrich Müller, brachte es sogar fertig, unter dem Titel „Ethnographie“ ein Buch zu schreiben, das fast ausschließlich auf linguistischen Betrachtungen fußte und die naturwissenschaftliche Seite des Problems so gut wie völlig unbeachtet ließ. Auf der anderen Seite hat aber auch die physische Anthropologie lange Jahre unter einer ganz unfruchtbaren Methode gelitten, indem sie hauptsächlich mit arithmetischen Mitteln arbeitete und sich so selbst der Möglichkeit beraubte, die wahre Natur der Mischrasen zu erkennen; so wurde *intra et extra muros* gesündigt und so entstand eine auch heute leider noch nicht ganz ausgeglichene Spannung zwischen der Linguistik und der Anthropologie. Gerade diese beiden Disziplinen sind aufeinander angewiesen, wie wenig andere und sollten sich in die Hände arbeiten; trotzdem sind einzelne ihrer Vertreter auch heute noch voll gegenseitiger Geringschätzung und

<sup>1)</sup> So bei Dr. Emil Schiff, „Aus dem naturwissenschaftlichen Jahrhundert“, Berlin, Georg Reimer, 1902.

gefallen sich darin, sich die Irrtümer ihrer längst verflassenen Vorgänger vorzuwerfen — sehr zum Schaden der Forschung und auch zu dem ihres eigenen Gesichtskreises. Aus dieser gegenseitigen Spannung ist auch ein Vorwurf zu verstehen, den R. Virchow in seiner Rede zur Eröffnung der Jahresversammlung der Deutschen Anthropolog. Gesellschaft, Hannover, 1893 aussprach, indem er sich in einem wenig freundlichen Ausfall gegen „die Leute“ wandte, die Fagus und Buche zusammenbrächten wie alopes, pax, pax, Fuchs. Virchow pflegte derartige Reden ganz aus dem Stegreif zu improvisieren und hat später sehr gut eingesehen, wie wichtig gerade derartige Zusammenhänge wie fagus = Buche für die Ermittlung der Heimat der indogermanischen Sprachen werden können. Jetzt sind derartige Unfreundlichkeiten wenigstens in den Kreisen der Fachleute meist vergessen und man erinnert sich sehr viel lieber an die vielen und großen Aufgaben, die beide Disziplinen, die Anthropologie und die vergleichende Sprachforschung in gemeinsamer Arbeit zu lösen berufen sind. Nur in ganz beschränkten Kreisen scheint noch ein Stachel zurückgeblieben und der ist vielleicht mit daran schuld, daß trotz all der glänzenden Arbeit von R. Virchow gerade in Preußen die Physische Anthropologie noch nicht zu ihrem Rechte gekommen ist und sich noch immer in jener Aschenbrödelstellung befindet, von der oben S. 439 die Rede gewesen.

So hat es auch in R. Virchows anthropologischer Tätigkeit, so wenig wie in seiner rein medizinischen und politischen, nicht ganz an kleinen Unstimmigkeiten gefehlt, aber auch der allerschärfste Kritiker wird ihrer nicht mehr aufzuspüren vermögen, als die eben erwähnten; sie verschwinden restlos vor der überwältigenden Wucht von fruchtbarer und produktiver Arbeit, die er geleistet, und so steht sein Bild heute in strahlender Helle vor uns, weithin leuchtend und ohne irgendwelche entstellende Schatten.

Selbst an seinen Tod, dem er weit über das gewöhnliche Ziel menschlicher Arbeit hinaus ungebeugt und kräftig getrotzt, denken wir heute fast ohne Schmerz; sicher hat sein Verlust uns erschüttert und in tiefe Trauer versenkt, schienen wir doch unseres besten Schirmes und Haltes beraubt — aber Rudolf Virchow ist nicht gestorben. Wie wenig Andere hat er für den Fortschritt der Wissenschaft, für den Ruhm unseres Volkes und für das Wohl der Menschheit gewirkt und so lebt er für uns fort, von unverwelklichem Lorbeer umgrünt und unsterblich. Ja wahrlich, Rudolf Virchow ist nicht gestorben. Er lebt weiter, nicht etwa nur in seinen Kindern und in seinen Enkeln, von denen wir noch Großes erwarten, er lebt und wirkt noch selbst, und wird fortleben und fortwirken, solange es noch eine deutsche Kultur gibt und eine deutsche Wissenschaft.

---